

Leseprobe aus:

Weihnachten mit der buckligen Verwandtschaft

Dietmar Bittrich (Hg.)
Weihnachten
mit der buckligen
Verwandtschaft

ro
ro
ro

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Dietmar Bittrich (Hg.)

Weihnachten mit der buckligen Verwandtschaft

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Sonderausgabe

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,

Reinbek bei Hamburg, November 2013

Copyright © 2012 by Rowohlt Verlag GmbH,

Reinbek bei Hamburg

Umschlaggestaltung ZERO Werbeagentur, München

(Umschlagabbildung: Susanne Kracht für FinePic, München)

Satz aus der Caslon OT (InDesign) vom Herstellungsbüro, Hamburg

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978 3 499 61424 8

Inhalt

- Andreas Greve:* Trendkost 7
- Lena Hach:* Das beste Geschenk der Welt 11
- Michel Bergmann:* Weihnucca 21
- Katrin Seddig:* Wie wir die heiligen Weihnachten
unserer Mutter zerstörten 33
- Edgar Wilkening:* Fördert den Nachwuchs 47
- Tania Kibermanis:* Herausgeforderte Tiere 55
- Sören Sieg:* xoxo 61
- Kathrin Weßling:* Der Aggregatzustand von Glück 77
- Tillmann Prüfer:* Die Tanne meines Urgroßvaters 99
- Susanne Fischer:* Der längste Dezember meines Lebens 111
- Harald Braun:* Die Millionen von Amaru Jensen 123
- Isabel Bogdan:* Klein Fawa 149
- Karsten Hohage:* Tante Leni, die Russen, Onkel Paul und
die blöde Latschenkiefer 163
- Iris Alanyali:* Weihnachten bei Mohammeds 181
- Hartmut Pospiech:* Baum in Blau und Lila 203
- Tina Uebel:* Wenn Mona kommt 219
- Osman Engin:* Die Eroberung von Wien 229
- Dietmar Bittrich:* Die Mappe meines Urgroßvaters 243
- Die Autoren 265

Trendkost

Anlässlich der Lebensmittelmesse im Oktober haben wir von der Erfindung des essbaren Joghurtbechers gelesen. Sie auch? Und dann alles ganz schnell wieder vergessen. Ich auch! Jetzt ist er grausam in mein Leben zurückgekehrt, und ich traue mich nicht einmal mehr, mein Auto abzuholen. Es steht vor dem Haus Trittinterrasse 7. Ich war zu aufgeregt, und bin immer noch reichlich verwirrt.

Dabei hielt ich mich stets für einen passablen Mitläufer – bis zu jenem vierten Advent. Es war die jährliche Einladung zum Weihnachtsbrunch bei meinem Cousin und seiner Lebensgefährtin. Ich kam etwas später und freute mich, direkt vor der Tür einen Parkplatz für meinen Roadster zu finden. Ich klingelte im fünften Stock. Auf den ersten Blick sah es aus, wie so etwas aussieht: Rumgestehe, Rumgeplappere. Es war nur schwierig, sich den Weg durch die abgestellten Moonboots zu bahnen, die die Gäste vor der Tür abgestellt hatten. Immerhin liegt das aus vier zusammengelegten Sozialwohnungen bestehende Domizil meines Cousins im Herzen eines dieser multikulturellen Viertel, in denen zu wohnen zurzeit als stimulierend empfunden wird.

Ich bezwang also einen Berg Stiefel und ein paar wintertaugliche Mountainbikes, um zum Buffet zu gelangen, und dort stand ... Sie denken nun, der essbare Joghurtbecher? Nein. Es lag zwar ein Duft von Zimt und Nelken über dem endlos langen Tisch, aber darauf stand buchstäblich nichts! Also gut, Geschirr war da, Bestecke, auch Servietten und einige mit Dressing gefüllte Kokosnussschalen,

aber nicht das erhoffte fingerdicke Roastbeef oder die erwarteten Vegan-Spezereien.

«Ich empfehle dir die Gabeln, den Teller würde ich mir fürs Dessert aufsparen», sagte meine Tante, die neben mir ihren Fahrschein in eines der Dressingnäpfchen tunkte. Mein Schwager mischte sich ein. «Die Gabeln sind ganz vorzüglich», gab er zu, «aber einen Extrapfiff bekommen sie erst, wenn man sie in die Serviette wickelt. Die ist nämlich aus Blattspinat und gebeizten Brosamen.» Und dann brachen Rezeptvorschläge über mich herein.

Okay, das Gabelfrühstück war nicht schlecht und die Messerspitzen vom Feinsten, aber ich finde, Essen ist Essen und Kochen ist Kochen, und ich esse am liebsten Sachen, die noch nicht zerredet sind. Egal, ob es dabei um die Zubereitung eines Rehrückens geht oder darum, wie man ein Messer besonders kross bekommt («eine Nacht in einer Schüssel mit Eisenkraut ziehen lassen»): Ich will gar nicht hören, wie man einen leichten Löffel anrührt oder wer die besten Bestecke backt.

Deshalb kletterte ich in Richtung Klavier, das von einem illegalen Ghanesen erstklassig bespielt wurde, obwohl die weißen Tasten mit den schwarzen vertauscht waren («um den Elfenbeinverbrauch herabzusetzen», wie mein Cousin stolz erklärte). Ich spürte, hier war ein neuer Trend angebrochen, ich wusste nur noch nicht, welcher. Das Gespräch mit meinem Cousin, das wir vor seiner Smartphone-Sammlung fortführten, geriet unversehens ins Stocken, weil er es mir verübelte, dass ich mir eine ordentliche Ecke aus Samsungs neuem Galaxy biss (sie roch nach Marzipan!), und ich es ihm verübelte, dass er mir ein «Mann! Die sind doch echt, du Bauer!» an den Kopf warf. Es gibt nämlich wirklich welche aus Marzipan.

Zwanglos gesellte ich mich zu einer Gruppe, wo der grüne Eigentumsmakler gerade von seinem letzten Projekt schwärmte, einer Bebauung des Gleisdreiecks zwischen Autostrich und Knochenmehlfabrik. Der Clou war, dass dort ausschließlich ausgebaute

Dachböden errichtet werden sollten. Seine Visitenkarten waren im Nu weg. Ich nahm ostentativ keine, bewohne ich doch schon seit Jahren zwei Etagen einer naturbelassenen Essigfabrik. «Habt ihr schon gehört, dass Gisela und Serge sich ein Häuschen gebaut haben – nur aus alten Jahrgängen der taz und aus Remittenden des Greenpeace Magazins?», versuchte einer das Gespräch zu wenden.

Ich hatte mit meiner Essigfabrik wieder Oberwasser und hielt die Zeit für einen markanten Auftritt für gekommen. «Ich habe meinen Schnee-Scooter ausschließlich aus alten Plastiktüten gebaut», warf ich ein. In der folgenden Stille konnte man den Ahornsirup in den Buchweizenkelchen kleben hören. Ich hatte mich offensichtlich vergaloppiert und versuchte an Land zu ziehen. Erst den Scooter, dann die Tüten. Sagte, dass meine polnische Haushälterin mir nie welche daließe und so weiter.

Aber es war zu spät. Denn jetzt trat meine rothaarige Cousine mit ihren Lakritzlederhosen vor und fragte mit sanfter, unschuldiger Stimme: «Welches der Fahrräder ist denn deines?» Instinktiv fühlte ich mich durch die Frage in die Enge getrieben, zumal sie dabei auf meinen Autoschlüssel schaute, an dem ich nervös herumnestelte. «Ich bin mit dem Toaster da», sagte ich schnell. «Und für den brauchst du den Schlüssel!?» – «Ja, also, äh, nein, der Schlüssel hier ist mehr für ... äh ... für meinen ... Roadster», stammelte ich, «aber ich benutze ihn selten. Eigentlich nie!»

Wenn mir etwas nicht in die Wiege gelegt ist, dann die Fähigkeit, eine abweichende Meinung zu besitzen und diese auch noch zu vertreten. Und so nahm das Unglück seinen Lauf: Ich verstieg mich zu der Behauptung, dass ich das Auto kaum fahre, meist schiebe, dass es überdies aus Gelatine sei und dass es sich nur noch um Stunden handeln könne, bis es sich auflöse – ein kurzer Regen nur! Um auch noch den letzten Zweifel zu zerstreuen, nahm ich den Autoschlüssel und spülte ihn mit einem herzhaften Schluck Ahornsirup hinunter.

Das entspannte die Lage, die Gespräche wurden wieder aufgenommen. Aber mich interessierte weder das entzückende Spielzeug, das Anselm aus Resten von Halloweenkürbissen gefertigt haben sollte, noch, dass die Debatte um die Finanzmärkte absolut out sei. Ich hatte genug, schlich mich zur Tür und wankte schweißüberströmt die Treppe hinunter und taumelte in den nebligen Wintertag. Das musste bis auf weiteres mein letzter Besuch bei der nachhaltigen Verwandtschaft sein. Für den Fall, dass die eine oder andere scharfrichterliche Tante mich von oben beobachten sollte, spuckte ich verächtlich aus, als ich an meinem Roadster vorbeiging. «Entweder, du löst dich umgehend auf, oder ich hole dich heute Nacht ab!», zischelte ich ihm zu.

Ich hab mich aber dann doch nicht getraut. Bis der Trend vorbei ist, will ich meinen Roadster irgendwo in einer Scheune verstecken oder, noch sicherer, in einem Lebkuchenhaus. Würden Sie ihn für mich abholen? Ja? Toll! Hier ist der Nachschlüssel – den habe ich mir beim Ökobäcker machen lassen.

Das beste Geschenk der Welt

Es gab drei Verstecke, die in Frage kamen. Der Schrank im Flur. Die Kommode mit der Bettwäsche. Oder der Dachboden. Letztes Jahr war ich auf dem Schrank fündig geworden, ein MP3-Player, und das Jahr davor in der Kommode, ein paar Schlittschuhe – meiner Theorie zufolge war jetzt der Dachboden an der Reihe. Denn meine Mutter ist eine Frau, die sich für clever hält, aber an Routine glaubt.

Doch weder in den Pappkartons noch in den Lederkoffern meines Urgroßvaters fand ich, wonach ich suchte. Als ich, mit Spinnweben im Haar und Staub auf der Zunge, wieder nach unten kletterte, war mein Ehrgeiz geweckt. Bisher hatte ich noch jedes Geschenk vor dem 24. aufgespürt. Aber ich konnte ganz beruhigt sein, es war erst der dritte Dezember, ich hatte also 21 Tage Zeit.

Wer meine Familie nicht kennt, wird möglicherweise einwenden, dass so früh sicher noch gar keine Weihnachtsgeschenke im Haus waren, dass meine Mutter vielleicht auch zu den Wahnsinnigen gehört, die erst losziehen, wenn schon alle vier Lichtlein brennen – und zwar gefährlich nah am Tannengrün. Aber dem ist nicht so. Meine Mutter plant und organisiert und kauft stets zwei Jahre im Voraus. Dabei zeigt sie in einigen Fällen beinahe beunruhigende hellseherische Fähigkeiten. So schenkte sie meinem Bruder Jonas beispielsweise ein Keyboard, Jahre bevor er eine Band gründete. Für mich stand also außer Frage, dass mein diesjähriges Weihnachts-

geschenk längst irgendwo im Haus lag und auf mich wartete. Das Klügste schien zu sein, mit System vorzugehen und ein Zimmer nach dem anderen zu durchkämmen. Ich bat meinen kleinen Cousin Fred, mir dabei zu helfen. Fred kann nicht nur durch seine Zahn-
lücke pfeifen, er ist außerdem der Beste bei Memory – und beim Versteckspielen. Zudem hatte Fred in etwa die Größe des idealen Weihnachtsgeschenks. Eigentlich brauchte ich ihn in jedem Zimmer nur zu bitten, sich mal eben zu verstecken, und dann an dem Ort, an den er sich verkrochen hatte, nachzusehen. Aber weder in der Wäschtruhe noch im Besenschrank, noch unter der Spüle fanden wir etwas. Von der Socke, dem blauen Legostein und den zwei Erdnussflips einmal abgesehen. Großzügig, wie ich war, überließ ich all diese Dinge Fred, der sich ehrlich freute und mich seinen liebsten Cousin nannte. Das wiederum freute mich; denn so konnte ich mir ziemlich sicher sein, dass er nicht weiterplapperte, was wir den Nachmittag über getrieben hatten. Erwachsene sind etwas empfindlich, wenn es um Feiertage geht. Gerade an Weihnachten gibt es jede Menge Regeln, die unbedingt zu beachten sind. Natürlich darf man seine Geschenke nicht vor der Bescherung suchen und finden, nicht einmal aus Versehen. Man darf auch seine drei Großtanten, die am zweiten Feiertag zu Besuch kommen, nicht die heiligen drei Plagen nennen, selbst wenn es der eigene Vater tut.

Niemals sollte man den Eimer Wasser, der neben dem Christbaum steht, zweckentfremden. Etwa, um vor dem Haus einen künstlichen Teich anzulegen, der möglichst schnell gefrieren soll, damit man seine neuen Schlittschuhe ausprobieren kann. Außerdem darf man seinen kleinen Cousin nicht auslachen, wenn er das Gedicht vom Rumpelsack aufsagt und sich dabei dreimal hintereinander verhaspelt, obwohl es nur acht Verse sind. Übrigens ist es auch verboten, sich zu streiten, und wenn es doch einmal sein muss, dann aber bitte leise und in der Küche, damit die Verwandten es nicht hören, sondern sich nur denken können. Weihnachten ist also ziemlich kompliziert.

Als ich kleiner war, war es außerdem sehr anstrengend, weil ich blitzschnell jede Menge Bilder malen musste, um etwas zu haben, das ich meiner Oma, meinen zwei Opas und den heiligen drei Plagen überreichen konnte. Meistens malte ich die Krippe: Maria und Josef und das kleine Jesuskind, außerdem einen Hirten und einen Esel – Schafe konnte ich nicht – und oben einen Engel und daneben einen Stern, der ging am leichtesten. Blöderweise wurden die Bilder oft nicht rechtzeitig trocken, und wenn mein eitler Bruder in solchen Notfällen den Föhn nicht freigab, dann musste ich behaupten, dass es auf die Bilder leider geregnet hatte – oder geschneit, das war weihnachtlicher und damit besser. Mittlerweile war Fred für die Bilderproduktion zuständig. Letztes Jahr hat er mir eines mit nichts als gelben Streifen darauf geschenkt. Zuerst sagte Fred, es sei Stroh, und später am gleichen Abend: «Das sind Sternschnuppen, du Hirni.» Jonas sagte, für ihn sähe es eher aus wie Pisse von einem der Tiere im Stall. Das fand ich ziemlich lustig, Fred auch, unsere Eltern aber nicht. Daraus kann man schließen, dass an Weihnachten auch keine Witze über Pisse erlaubt sind.

Übrigens hatte es nichts mit Fred zu tun, dass ich mein Geschenk dann doch noch fand. Er war längst nach Hause gegangen, um seinen Mittagsschlaf zu machen. (Freds Vater, der mein Onkel und außerdem Schuldirektor ist, behauptet, dass ausreichend Schlaf überhaupt das Wichtigste im Leben ist. Manchmal, wenn er bei uns zu Besuch ist, döst er aus Überzeugung einfach so weg. Das erkennt man am Schnarchen.)

Fred war also zu Hause, aber ich war noch nicht bereit, aufzugeben. Zuerst durchstöberte ich die Nachtschränke meiner Eltern und anschließend den Sekretär meiner Mutter. Jede Schublade zog ich auf, sogar die unterste, die immer klemmt und, wenn sie erst einmal offen ist, kaum wieder zuzukriegen ist. Aber darin war nur langweiliger Papierkram und unter dem langweiligen Papierkram noch mehr langweiliger Papierkram.